Der Sonntagsgast.

Jahrgang 15. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 52.

Auf Kriegsfuß.

Humoreske von Anna Behnisch.

Heftig klappte der Spitzenfächer in der kleinen, zart bekleideten Hand auf und nieder, und die grauen Augen in dem glühenden Gesichtchen, das zu dieser kleinen Hand gehörte, blitzten zornig. An eben dieser kleinen Hand hatte Jemand eine Bemerkung geknüpft, welche die reizende Lilly mit den schöngeistigen Neigungen auf's Tiefste empören mußte. Und dieser Jemand war Lilly's Gegenüber, mit welchem sie bereits seit einer halben Stunde, dem Gedränge des Ballsaales entflohen, in stiller Fensternische gar weltvergessen geplaudert. Außerdem war der Jemand ein eleganter junger Mann mit schwarzen Augen, die durch einen Kneifer lebhaft und herausfordernd in die Welt schauten, und einem noch schwärzeren Schnurrbart, den die jungen Damen „hinreißend" fanden. Keine aber fand ihn hinreißender, als Lilly, weshalb die sonst so Spröde auch den feurigsten Complimenten seines Eigenthümers seit geraumer Zeit lächelnd und ohne Widerspruch zugehört — nun, eben bis zu jener empörenden Bemerkung.

Dr. Schönfeld, der dem graziös-nachlässigen Spiel der schmalen Finger, mit entzückten Blicken gefolgt war, hatte plötzlich lachend die denkwürdigen Worte fallen lassen, „das er diese Finger wohl mal sehen möchte, wenn sie Bratkartoffeln machen oder Eierkuchen backen". Worauf die schöne Lilly ihn eine Weile bestürzt ungläubig angesehen und endlich, auf's Tödtlichste gekränkt, erwidert hatte, ob er die Krone alles weiblichen Beschäftigens etwa in Eierkuchen- und Bratkartoffelmachen erblicke. Darauf wieder hatte der Doktor ganz gemüthlich versetzt, daß er diese Beschäftigung mindestens für eine sehr ersprießliche halte und das Verständniß für dieselbe bei seiner dereinstigen Frau nicht gern entbehren möchte. Die Antwort auf diese harmlose Lebensansicht nun war weiter nichts als ein geradezu vernichtender, eiskalter Blick aus Lilly's großen Augen gewesen. Der Doktor jedoch hatte ihn ausgehalten und gefragt, ob sie — Lilly — gesetzt, sie heirathe, — denn niemals Vergnügen am Eierkuchenbacken finden würde. Und Lilly, mit hochklopfendem Herzen und zuckenden Lippen entgegnete hoheitsvoll, daß sie überhaupt keinen Mann heirathen würde, der Eierkuchen gern esse oder gar das Eierkuchenbacken von ihr zu verlangen sich erdreiste.

„Wenn Sie aber so einem Ungeheuer von Mann trotzdem gut wären, Fräulein Lilly?"

Da senkten sich die langen Wimpern blitzschnell, und Lilly's Hoheit machte einer kläglichen Unsicherheit Platz. Fast schluchzend stammelte sie: „Ich — ich — finde es einfach abscheulich, — so etwas — überhaupt zu denken!"

Der Doktor verneigte sich: „Pardon mein gnädiges Fräulein, was würden Sie machen, wenn Ihr künftiger Gatte Sie dennoch um einen selbstbereiteten Eierkuchen ersuchte?"

„Für eine Barbarei würd' ich's halten!" Lilly's Augen sprühten Flammen. „Ich hab's ja Gott sei Dank nicht nöthig, selber am Herde zu stehen oder Stuben zu fegen, — wozu hat man denn seine Dienstboten? Also werde ich mich niemals von der Prosa der Alltäglichkeit knechten zu lassen brauchen, sondern stets meine höheren Interessen pflegen können. Am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts hat man ja glücklicherweise erkannt, daß die Frau denselben Anspruch auf den Genuß der geistigen Güter hat, wie der Mann! Die moderne Frau hat ein Recht, sich auszuleben."

Der Doktor fragte gutmüthig: „Sagen Sie mal, Fräulein Lilly wo haben Sie denn das eigentlich gelesen.?

Sie fuhr auf. „Gelesen — was?"

„Na, was Sie da eben zu Tage förderten."

„Zu Tage förderten! Herr Doktor, ich verbitte mir solche Ausdrücke! Sie unterschätzen mich."

Er machte im Stillen die Beobachtung, daß die Art, wie sie voll Stolz den Kopf in den Nacken warf, sie außerordentlich gut kleidete. Sein bewundernder Blick entging ihr nicht und versöhnte sie ein wenig.

„Ueberhaupt," fuhr sie, ihre Heftigkeit halb und halb entschuldigend, fort, „Papa und Mama denken gerade so wie Sie."

Jetzt that sie ihm fast leid, weil sie unbedacht genug war, ihre Waffen aus der Hand zu geben.

„Da haben Sie aber allen Grund, sich furchtbar unglücklich zu fühlen," meinte er sanftmüthig und sehr ernsthaft.

„O, Sie können sich gar nicht denken, wie ich mich darnach sehne, einmal einen Menschen zu finden, der meine Idee begreift. Wissen Sie, ich möchte schrecklich gern irgend einen großen, berühmten Mann kennen, der würde mich gewiß verstehen."

„Ich hoffe, auch noch mal berühmt zu werden, gnädiges Fräulein."

„Sie! Mit Ihren Ansichten —"

Sie zuckte nur die Achseln. Darin lag Alles, was sie von ihm hielt. Er bot ihr den Arm.

„Sie werden mir schon gestatten müssen, Sie zu Ihren Eltern zu geleiten," sagte er gemessen. Widerstrebend legte sie ihre Fingerspitzen in seinen Arm, während sie schweigend mit trotzig zusammengepreßten Lippen neben ihm ging. Das ward ihm plötzlich unbehaglich.

„Fräulein Lilly," begann er, „ich plaidire für Friedensschluß."

„Sie wollen klein beigeben?" fragte sie verächtlich.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen," begann er vorsichtig, „die Sache ist die: Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß ich in nächster Woche Berlin verlasse, um eine Stellung an einer anderen Redaktion anzutreten, und möchte deshalb von allen Menschen in Frieden scheiden, also auch von Ihnen —"

„Nur deshalb? Also bin ich für Sie nur eine Nummer unter vielen? Ich bin nicht gewöhnt, mich als Dutzendwaare behandeln zu lassen!"

Eine kurze Verbeugung, ein Augenblinken, das einen Gruß markiren sollte, und — Dr. Schönfeld war entlassen.

Lilly aber trat stolz wie eine Königin zu ihren Eltern, wechselte ein paar Worte mit ihnen und hing sich dann in den Arm einer ihr begegnenden Freundin, um mit dieser ein ungestörtes Plaudereckchen aufzusuchen. Kaum jedoch waren sie außer Seh- und Hörweite der Gesellschaft, als aus Lilly's Augen die hellen Thränen zu rieseln begannen, wie ein Bächlein im April.

„Ach, Frieda, ich bin entsetzlich unglücklich, es ist Alles aus zwischen uns, für immer und ewig. Aber ich werde mich rächen, ich will ihm doch imponiren!"

„Na Du, so leicht imponirt dem nichts."

„Ich werde es erzwingen...."

Lilly sprang auf wie elektrisirt.

„Du, ich hab' eine Idee, ich schreib' einen Brief an Professor Bergheim."

„Den Leiter des „Weltalls" in München?"

„Denselben. Den verehrt Dr. Schönfeld furchtbar, er soll ein reizender alter Herr sein und ist so berühmt."

„Und was in aller Welt willst Du von dem?"

„Nun, ich will mit ihm in einen geistreichen Briefwechsel treten, zu dem hab' ich volles Vertrauen, der ist für Frauenemanzipation, weißt Du, nicht gleich in den Reichstag, aber so für Mädchengymnasien und Medizinstudiren und nicht ewig Strümpfe stricken und Kartoffeln schälen und so was, sondern allgemeine Gleichberechtigung mit dem Manne."

„Und was willst Du ihm eigentlich schreiben?"

„Fragen will ich ihn, ob ich Recht habe mit meinen Anschauungen, und wenn er mir das bestätigt, dann zeige ich Dr. Schönfeld den Brief und triumphire über ihn."

„Ich denke, es ist Alles aus zwischen Euch — für immer und ewig?"

„Ja, natürlich, gewiß, das heißt so innerlich, aber wir könnten uns doch mal begegnen, wenn er etwa nach Berlin zu seinen Eltern kommt. Auf alle Fälle schreibe ich," rief sie, sich aufraffend und einer direkten Antwort ausweichend.

Der Brief, der mit sehr viel Selbstgefühl abgefaßt werden sollte, erhielt einen merkwürdig zaghaften, schüchternen Ton. Lilly erzählte in ihm, wie man ihn zu Beschäftigungen zwingen wolle, die ihrer unwürdig seien, und ließ zuletzt die scheue Bitte einfließen, daß er, der vorurtheilslose Meister, sie durch ein paar eigenhändige Zeilen beglücken möge, auf welche sie sich berufen könne, wenn man sie wieder hindern wolle, ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Am Schluß gab sie eine Chiffre an, unter welcher sie sich den erbetenen Brief postlagernd abholen wollte.

Von da sprach Lilly täglich auf dem nächsten Postamt vor, um nach einem Brief unter L. 54 zu fragen, täglich fragte sie vergeblich, und täglich ward ihre Stimmung bedrückter. Dr. Schönfeld hatte Berlin verlassen, ohne einen letzten Versöhnungsversuch zu machen, den sie im Geheimen erwartet; Professor Bergheim, auf dessen Anerkennung sie gerechnet, versagte ihr seine Beachtung, — o, das Leben war trostlos! Da, in der zweiten Woche bangen Harrens überreichte ihr der diensthuende Beamte mit einem unnachahmlichen Schmunzeln einen Brief.

„Endlich, Fräuleinchen!"

Bei diesem Schmunzeln erröthete sie tief und eilte, ihren Schatz in der Hand, mit niedergeschlagenen Blicken nach Hause, so schnell sie ihre Füße trugen. Daheim schloß sie die Thüren ihres Zimmers ab und erbrach mit bebenden Händen ihr Heiligthum. „Mein liebes Fräulein," lautete das kurze Schreiben, „ich habe Ihre Ausführungen mit regem Interesse gelesen. Ich achte Ihre geistigen Bedürfnisse außerordentlich, möchte Ihnen aber mit meiner reichen Lebenserfahrung dennoch rathen: beweisen Sie die Stärke Ihres Geistes dadurch, daß Sie sich den häuslichen Obliegenheiten unterziehen und sich über dieselben erheben. Mit freundlichen Grüßen F. Bergheim."

Lilly fühlte sich nach der Lektüre dieses Briefes um Kopfeslänge gewachsen. Schon am nächsten Morgen erbot sie sich selbst zum Staubwischen und begleitete die Köchin in die Markthalle. Und am Nachmittag berichtete sie ihrem Gönner mit Genugthuung, wie sie sofort seinem Rathe gefolgt sei, indem sie ihre Abneigung gegen die prosaischen Beschäftigungen des häuslichen Lebens zu überwinden strebe.

Diesmal dauerte es gar nicht lange, bis sie eine Antwort in Händen hielt. Der Ton des zweiten Schreibens war noch zutrauenerweckender als der des ersten. Der Professor betonte im Besonderen, daß die vornehmste Tugend des Menschen in der Selbstüberwindung bestehe. Darum sollte auch sie ihre Seelengröße beweisen, indem sie fortfahre, Selbstüberwindung zu üben, und gerade diejenigen Dinge freiwillig auf sich nehme, die ihr am meisten widerstrebten. „Denn," schloß der Brief pathetisch, „Selbstüberwindung stählt den Charakter, verhilft allein zum wahren Glück und hebt den Menschen erst auf die geistige Höhe, auf der Sie Ihrer Veranlagung nach hingehören."

Jetzt lernte Lilly kochen, auch Eierkuchen backen und Bratkartoffeln machen.

Als zwei Monate um waren, meldete Lilly dem Professor, daß sie die Selbstüberwindung mit Konsequenz betrieben und nun perfekt kochen könne, auch wider Erwarten wirklich Vergnügen daran gefunden habe, aber tief im Herzensgrunde trotzdem noch immer unbefriedigt sei. Er möge ihr nun weiter rathen. Und der Professor antwortete, freundlich und theilnehmend wie immer, doch nur in wenigen Zeilen. Er schrieb, daß seine Zeit zu sehr in Anspruch genommen sei, um den Briefwechsel mit einem jungen Mädchen fortzusetzen. Doch wolle er ihr zum Ersatz bei seiner demnächstigen Durchreise durch Berlin eine kurze Unterredung gewähren; sie möge sich am kommenden Freitag um elf Uhr im Wartesaal erster Klasse des Bahnhofs Friedrichstraße einfinden und ihm, damit er sie erkenne, vorher ihre Photographie übersenden. Ein Postskriptum lautete: „Bedenken Sie, daß wahre Geistesgröße sich auch im Verzeihen offenbart."

Das war Lilly freilich unverständlich, aber sie dachte nicht weiter darüber nach. Sie fieberte vor Aufregung. Von Angesicht zu Angesicht sollte sie den großen Mann schauen, ihr war, als müsse dieser Augenblick einen Wendepunkt ihres Lebens bedeuten. Die ganze Nacht von Donnerstag zum Freitag schloß sie kein Auge, und als der ereignißreiche Morgen angebrochen, stürzte sie in fliegender Hast ihren Kaffee hinunter und begann ihre Toilette. Es war ja nur ein alter Herr, nun, aber einen möglichst vortheilhaften Eindruck macht man doch auch in solchem Fall gern. Und sie mußte sich zugeben, daß ihr das neue Frühjahrskostüm, welches sie heute zum ersten Mal anlegte, vorzüglich stand.

Ein paar nagelneue Glaceehandschuhe wurden noch für die feierliche Stunde spendirt, und schon zwanzig Minuten vor der festgesetzten Zeit saß Lilly im Bahnhofswartesaal und verfolgte mit athemloser Spannung jedes Auf- und Zuklappen der schweren Thüren. Die Menschen hasteten ein und aus, Keiner entsprach der Vorstellung, die sie sich von dem berühmten Professor machte.

Es war längst Elf vorbei, Lilly's Unruhe wuchs von Minute zu Minute, sie hatte nur noch Augen für die den Saal betretenden grauhaarigen Herren, über das übrige Publikum ließ sie die Blicke interesselos hinweggleiten. Da vernahm sie hinter sich eine bekannte Stimme: „Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!"

Sie schnellte empor und machte ein Gesicht, als ob vor ihren Augen eine Dynamitbombe explodirt wäre.

„Ist Ihnen die Ueberraschung sehr unwillkommen?"

Lilly sammelte sich mühsam. „Ich konnte Sie in der That nicht hier vermuthen, Herr Doktor."

„Aber da Sie nun einmal das Pech haben, mich hier zu finden, werden Sie mir doch wenigstens die Hand zur Begrüßung geben müssen." Dr. Schönfeld streckte ihr die Rechte entgegen.

„Wissen?" Ihre Augen blitzten. „Und wenn ich nicht will?"

Er lächelte sonderbar. „Ich weiß ganz genau, was Sie wollen, Fräulein Lilly. Ich bin beauftragt, Ihnen Grüße von demjenigen zu bringen, den Sie hier vergeblich erwarten. Sie möchten sein letztes Postskriptum nicht vergessen."

Lilly sank langsam auf ihren Stuhl zurück. Wenn man sie plötzlich in eine Spiritisten-Soiree versetzt hätte, wäre ihr die Lage nicht unheimlicher und gefahrdrohender erschienen.

„Sie — Sie — wissen?" stotterte sie.

„Ja, gnädiges Fräulein," warf er dann gleichgiltig hin; „glauben Sie denn, daß Professor Bergheim die Hunderte von Briefen, die ihm die jungen Damen schreiben, alle eigenhändig beantwortet?"

Vor ihren Augen flimmerte es, sie athmete hörbar. „Und da — da — haben Sie...." brachte sie mit Anstrengung hervor.

„Seit einem Vierteljahr mit Ihnen correspondirt, da ich seit dem ersten Sommer zweiter Redakteur am „Weltall" bin und des Professors intimer Freundschaft gewürdigt werde. Uebrigens läßt er Ihnen die Grüße, die ich Ihnen bestellte, wirklich ausrichten, denn er billigt meine Kriegslist durchaus und findet es ganz begreiflich, daß ich mich darauf kaprizirt habe, eine Frau zu bekommen, die Eierkuchen backen kann, und die es als ausgemachter Trotzkopf mir zu Liebe niemals gelernt haben würde."

Lilly wurde abwechselnd bleich und roth und starrte regungslos in ihren Schooß. Plötzlich machte sie Miene, ohne den Doktor auch nur mit einem Blick zu streifen, aus dem Saal zu fliehen. Er stand auf und versperrte ihr lächelnd den Weg. „Da ich nun einmal die geheimsten Winkel der belagerten Festung ergründet habe, wäre längerer Widerstand wirklich fruchtlos. Also Friedensschluß, meine Lilly, endgiltigen!"

Sie sah an ihm vorbei und rang nach Luft. „Nimmermehr! — Wir Zwei bleiben auf ewigem Kriegsfuß!—"

„Auf ewigem?"

„Ja wohl!"

„Aber Lilly, Sie müssen doch einsehen, daß Sie mir unmöglich einen Korb geben können."

Sie faßte allmälig Muth und fand sich mit den Thatsachen ab. „Will ich ja auch gar nicht," rief sie lachend. „Denken Sie denn, daß ich mir die Gelegenheit zu endlicher, lebenslanger Rache entgehen lassen werde?"

Der andere Esel.

Von E. Farow.

„Du Balduin, mir regnets hier aber schon direkt auf die Nase."

„Spann 'n Schirm auf mein Sohn."

Tiefes Schweigen, denn natürlich war es unmöglich, in dem engen Postkasten, wo kaum die beiden Herren mit ihrem Handgepäck Platz hatten, auch noch einen Schirm aufzuspannen. —

„Gott, diese decadence!" sagte mit einem Mal Balduin, „wenn ich bedenke, heut in diesem elenden Knochenbrecher auf dem Wege zum entlegensten Posten des Reiches, und gestern noch in Berlin Unter den Linden, — Dressel — nachher Abschied auf Bahnhof — ä!"

„Halt den Schnabel, Balduin; mir ist schon so katerig genug zu Muth."

„Na, was hat man denn sonst noch als die Erinnerung? Die wenigstens muß man pflegen."

Die beiden jungen Offiziere die dies Gespräch hielten, trugen den Stempel der Garde auf sich. Beide waren groß und sahen vornehm aus der Eine blond und der Andere kohlschwarz. Der Blonde hatte braune, der Schwarze graue Augen.

Ihre Familiennamen sind für diese Geschichte gleichgültig. Der Blonde hieß Balduin und wurde selbstverständlich Balduin gerufen. der andere hieß Adrian und sein Spitzname war, vermuthlich der Kürze wegen, Adrianopel. Beide waren auf ein Jahr an die Grenze kommandirt worden, weil sie die Nachbarssprache beherrschten, und Beiden blühte nach der Rückkehr schnelles Avancement.

Eine lange Weile saßen die Kameraden schweigend in der Kutsche, die jetzt mühsam bergauf mahlte. Der Regen hatte nachgelassen und an den Fenstern rieselten die feinen Tropfen zu Bächlein zusammen, die erst rückweise, dann eilig ihren Weg in den Fensterkasten hinab fanden.

Hier und da tauchte ein herbstlicher Baum am Wege auf; doch brachte die Landschaft keinerlei Zerstreuung für das Auge.

Eine bleierne Langeweile erfüllte die Luft in dem Wagen, und Adrian zündete die zehnte Cigarrette an, indem er den Wagenschlag ein wenig aufstieß. Die Fenster schienen mit Schrauben vor dem Hinunterlassen gesichert zu sein.

„Na" — sagte er dann auf einmal, „nu schieß mal los und erzähle mir was von Schischi; besser noch verliebte Tiraden zum hundertsten Male hören, als vor lauter Schweigen stumpfsinnig zu werden."

„Ja, weißt Du, Adrianopel — eine Geschichte weiß ich von Schischi, die habe ich Dir noch niemals erzählt."

„Na na!" machte der Andere.

„Nee, weiß Gott, Du kennst sie noch nicht. Sie liegt nämlich eigentlich vor — meiner Zeit, siehst Du, und darum war sie nicht so interessant für mich."

„Für mich wird sie wohl eben so interessant sein wie die Zänkereien, Versöhnungen, Launen 2c. zu Deiner Zeit!"

„Magst Recht haben."

Eine kleine Weile besann sich Balduin, wie es ein guter Erzähler thut, dann begann er wie gewöhnlich mit den Worten: „Na, Du kennst ja Schischi."

„Wer von uns kennt sie nicht?" Das war die ebenso unvermeidliche Antwort, denn in der That war Schischi eine sehr bekannte Persönlichkeit; ihr ureigentlicher Beruf war die Schauspielkunst, die sie am Residenztheater ausübte.

„Also Du kennst sie natürlich," fuhr Balduin fort und seufzte dann elegisch: „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die einst zu Schischis Bekanntschaft kamen! — Nun, sie ist halt ein lieber, lustiger Kerl, wenn ich sie mir auch nicht zur Frau wünschen würde."

Adrian grunzte verständnißinnig.

„Als ich sie kennen lernte, war sie gerade drei Jahre älter als ich. Dieser Unterschied hat sich im Laufe der Zeit geändert, indem sie fünf Jahre jünger und ich fünf Jahre älter wurde, so daß ich ihr jetzt um sieben Jahre über bin."

„Merkwürdiger Prozeß!" murmelte Adrian.

„Nun, Du wirst doch zugeben, daß sie höchstens aussieht wie achtzehn. Ich für mein Theil habe unter ihrem Regiment gewaltig gealtert!"

Balduin seufzte wieder.

„Also, nachdem ich endlich Zutritt zu ihrem süßen, verrückten Salon erhalten hatte — Du, der Salon ist doch einfach phänomenall Hier 'ne Ecke, da 'ne Ecke, dort ein Marmorknopf, auf einmal ein niedriger Sessel, in dem man sich absolut setzen muß — und dabei überall der eine Farbenton, goldbraun, mal hell, mal dunkel — kein Teppich, nur Felle auf dem Parquet — Schwerenoth, das nenne ich Geschmack."

Adrian gähnte, denn er kannte den Salon genau so gut wie Balduin.

„Ja, es war gar nicht so einfach, weißt Du, zu ihren Intimen zu avanciren, da mußte man ganz besonderes Glück haben. Na, schließlich hatte ich es ja.

Eines Tages also, bei scheußlichem Regenwetter, steige ich bei ihr die Treppe hinauf und freue mich auf eine himmlische Theestunde. Die Kammerkatze läßt mich auch wirklich eintreten, und da kommt mir Schischi entgegen, ganz in lila Krepp gekleidet — zum Anbeißen schön. Sie hatte so was Leidendes, Schwermüthiges im Gesicht und reichte mir die Hand mit einer gewissen Trauermiene, als wollte sie mir melden: der Prinz von Marokko, mein spezieller Freund, ist soeben gestorben.

Ich frage sie natürlich, warum sie so niedergeschlagen sei, und sie ziert sich natürlich erst 'ne Weile mit Achs und Ohs, und — „aber gar nichts, lieber Freund!" — bis sie dann endlich anfängt, zu erzählen.

Na, Adrian, da hätt'st Du nur dabei sein müssen! Wie die Salonecke aussah, in der wir saßen, das ist gar nicht zu beschreiben. Sie auf einem Ecksophachen, ich ihr gegenüber, zwischen uns der Theetisch mit appetitlichen Sachen darauf, und dazu der Duft von meinen Gardenien. Ich brachte ihr alle Tage Gardenien mit. Ueber dem Tischchen eine zarte Gasampel mit Opalglocke, und im Kamin selbstverständlich ein rothes Feuer. Ich glaube, sie hatte nur deshalb Gas anstatt elektrischen Lichts, weil ihr alles Gelbliche besser stand."

Balduin versank in tiefes Sinnen, bis er plötzlich ausrief: „Ich möchte wissen, wer heute bei ihr den Thee einnimmt!"

Adrian lächelte, obgleich er große Lust verspürte, hell aufzulachen; er lachte jedoch nie laut, wenn ein Anderer vielleicht dadurch verletzt werden konnte — er hielt das nicht für vornehm.

„Na also," fuhr Balduin fort, „da saß sie nun ganz lila und hatte ganz richtige Thränen in den Augen. Sie erzählte mir von ihrem „besten Freund", von dem sie heute auf ewig Abschied genommen. Ich wußte nicht, wen sie meinte, denn erstens kannte ich sie dazu noch nicht lange genug, und zweitens hatte sie eine merkwürdig discrete Zofe, die nie, um kein Geld, irgend etwas verrieth.

Dieser beste Freund, den sie ein ganzes Jahr, wie sie sagte, verzogen und verwöhnt hatte, ja, der überhaupt der Erste war, der ihren Verstand — „denn Sie wissen ja, ein Herz habe ich nicht!" sagte sie — gerührt hatte, dieser Mensch hatte sie um einer Blume willen verlassen!"

Adrian hatte die Augen geschlossen, und man wußte nicht, ob er zuhörte oder schlief. Balduin achtete aber nicht darauf, sondern fuhr mit einem beinahe leidenschaftlichen Tone fort:

„Ist es zu glauben! Dieses süße, auserlesene Geschöpf lieben dürfen, von ihr geliebt sein, und dann um einer solchen Bagatelle willen sich von ihr trennen! — Sie liebte alle weißen Blumen, damals weiße Rosen, Hyacinthen, Maiglöckchen, Gardenien. — Jetzt liebte sie, nebenbei bemerkt, ausschließlich die gelben; besonders gelbe Nelken und Marechal Niel!

Also weiße Blumen wollte sie haben, immer und immer. Nun war aber der Sommer gekommen, und das war eben das Unglück — da gab es wenig weiße. Ihr Freund begann demnach die Farbe zu wechseln und schickte ihr rothe Rosen. Sie gewöhnte sich daran und schwenkte zur rothen Rose über mit all der Passion, mit der sie jede Laune vertritt.

Was war die Folge?

Im Herbst waren die rothen Rosen verblüht — und sie erhielt wieder weiße. Das wollte sie nicht! „Ich wechsle nicht den Geschmack wie ein Paar Handschuhe!" rief sie mit blitzenden Augen aus, während sie mir das Alles erzählte. Ich wagte natürlich nicht zu widersprechen. Wer würde das auch überhaupt wagen, wenn man zu Zweien in einer lauschigen Ecke sitzt und eine Göttin in Lila klagt Einem ihr Leid!

Sie hatte nun gebeten, gefordert, geschmollt, sie hatte es nicht vermocht. Zuletzt, wie es immer geht, war der Zank von der eigentlichen Ursache weit abgewichen und in das Gebiet der Laune gerathen. Er war zornig geworden und hatte ihr gesagt: Nun wohl, natürlich könne man mit unsäglicher Mühe das ganze Jahr rothe Rosen erhalten, aber das sei die höhere Quälerei, und ihr müsse jede Blume von ihm lieb sein.

„Und ihm dürfte keine Mühe für mich zu groß sein," schloß Schischi, „und deshalb habe ich ihm heute Morgen den Abschiedsbrief geschrieben."

„Uebrigens," sagte sie plötzlich, indem sie mich gespannt ansah, „was meinen Sie nun zu der ganzen Geschichte?"

„Er war ein Esel!" sagte ich mit tiefster Ueberzeugung.

Und sie? So sind die Frauen. Sie sah mich mit thränenschimmernden Augen an, dann lächelte sie träumerisch in die Opalglocke hinein und wiederholte leise: „Ja, er war ein Esel!"

Balduin schwieg und der Wagen rasselte jetzt über das unebene Pflaster des Städtchens.

Adrian richtete sich aus seiner Ecke auf und versuchte, die Dunkelheit draußen mit seinen Blicken zu durchdringen, aber er unterschied Nichts als einige Laternen und die Umrisse eines größeren Gebäudes etwas oberhalb der Straße; wahrscheinlich war das die Kaserne!

Gleich darauf knirschten die Räder über eine mit Kies bestreute Auffahrt, und die beiden hellen Laternen des Gasthofes zeigten sich. Plötzlich wandte sich Adrian zu seinem Kameraden und legte ihm die Hand auf die Schulter, während er auf der anderen Seite den Wagenschlag aufstieß.

„Balbrian," sagte er mit einer halb wehmüthigen, halb lustigen Stimme, „damit Du es weißt — der Esel war ich!"

Unerwarteter Erfolg.

Der letzte Herzog von Celle liebte es, allein unerkannt weite Spaziergänge in die Haide zu unternehmen. Einstmals traf er dort einen Schäfer, der auf seinen Stab sich lehnend, den Schafen zusah. Der Herzog redete ihn an und sagte, er könne als verständiger Mann doch auch 'was Anderes thun, als so dazustehen und zu faullenzen.

„Ick hew awer nir Anners lehrt."

„Ihr müßt doktern."

„Dat kann ick nich."

„Ich will es Euch lehren; Ihr müßt Euch über den Kranken beugen und murmelnd sprechen: „Helpt et nich, so schadt ok nich!"

Damit ging der Herzog fort, ohne weiter an diesen Scherz zu denken.

Bald darauf, im Februar 1695, wurde der Herzog sehr schwer krank, und keiner der Aerzte in Celle konnte ihm helfen. Da hörte die Herzogin (dieselbe die später als Wittwe mehrere Jahre in Harburg wohnte) von einen Wunderdoktor in einem benachbarten Orte, der große Erfolge habe. In ihrer Angst ließ sie ihn kommen und zu ihrem Gemahl führen, der allerdings erst von dem Schäferhokuspokus nichts wissen wollte. Allein endlich willigte er mit Rücksicht auf seine Gemahlin ein.

Mit wichtiger, todternster Miene trat nun der Wunderdoktor an das Bett, neigte sich über den Kranken und sprach mit ausgebreiteten Händen dreimal mit fast nicht veränderlicher Stimme: „Helpt et nich, so schadt ok nich."

Der Herzog horchte auf, sah sich den Mann genauer an und merkte nun, daß er hier jenen Hirten vor sich habe, dem er vor acht Jahren gerathen, Doktor zu werden. Darüber, daß dieser Schäfer ihn nun selbst kuriren wollte, mußte der Herzog fürchterlich lachen, was der Anlaß zu seiner bald darauf erfolgenden Genesung geworden sein soll.

Der Schäfer hatte weiter „doktern" dürfen.

Die Frau in Assyrien.

Assyrische Frauen werden von ihren Männern regelrecht gekauft und haben heutzutage nicht mehr Freiheit, wie in den Tagen des Kadmus, sie werden sogar mit Ochsen zusammen an den Pflug gespannt.

Kein assyrisches Mädchen darf sich mit unverhülltem Gesicht auf der Straße zeigen. Wird sie jemals, sei es auch nur zufällig, von irgend einem Manne unverschleiert gesehen, so begehrt sie kein anderer Mann mehr zur Ehe. Wehe der Frau, die es sich betkommen ließe, ohne Einwilligung ihres Mannes jemals eine andere Frau zu besuchen.

Die Werbung um eine Frau spielt sich zwischen zwei Vätern etwa in folgender Weise ab:

„Ich wünsche eine von Deinen Töchtern zum Weibe für meinen Sohn Elim," spricht ein Vater zum andern.

„Dein Begehr ehrt mich und mein Haus," lautet die Erwiderung.

„Wieviel Töchter hast Du?"

„Drei."

„Wie alt sind sie?"

„Eine ist fünfzehn, eine zwanzig und eine fünfundzwanzig."

„Von der Zwanzigjährigen und der Fünfundzwanzigjährigen kann keine Rede sein, sie taugen nicht mehr zum Heirathen. Wieviel verlangst Du für die Kleine?"

„Fünf Kameele, vier Pferde, drei Schafe und fünfzig Dollars."

„Bah für solchen Preis kann ich hundert andere Mädchen haben."

„Aber kein so junges —"

„Soviel ich haben will."

„Mag sein! Billiger gebe ich sie nicht her."

„Sagen wir: vier Kameele."

„Es bleibt, wie ich gesagt habe."

„Sei es denn! Ich werde zahlen."

Der Handel wird abgeschlossen. Ist der ausbedungene Preis bezahlt, so geht das Mädchen mit diesem Augenblick in die Hand des Käufers über. Bis dahin aber kann es von Jedem, der ein höheres Gebot abgiebt, erhandelt werden.

— In Mekka, dem mahommedanischen Wallfahrtsort ist die Cholera ausgebrochen.